

Nr. 36. Posen, den 7. September. 1890.

Zwei Seelen und ein Gedanke.

Von F. v. Kapff-Essenther.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ein sehr großer kräftiger Mann in grauem Reiseanzug kam raschen, energischen Schrittes den Kiesweg entlang und begrüßte die Damen mit kordialer Unbefangenheit. Er sprach mit männlich-tiefer Stimme und mit süddeutschem Accent. Er schüttelte Julie kameradschaftlich die Hand und nannte sie „Kollegin." Dabei ruhten seine lebhaften braunen Augen mit sichtlichem Wohlgefallen auf ihr und sie fühlte, daß sie unter seinem Blick roth wurde. Er mochte in der Mitte der Dreißig stehen, hatte ein ausdrucksvolles Gesicht, von braunem Vollbart umrahmt, und sah recht gewinnend aus, wiewohl etwas spießbürgerlich. Zunächst entschuldigte Doktor Krones sein „Hereinfallen." Er hatte die Damen in der Stadt aufgesucht und daselbst ihre gegenwärtige Adresse erfahren.

„Wie freundlich von Ihnen, Herr Doktor", sagte Julie, die noch kaum ein Wort gesprochen hatte. Und sie fühlte, daß sie bei dieser trivialen Bemerkung wieder roth wurde.

„O ich hatte den Besuch bei Ihnen als ersten Programmpunkt für meinen hiesigen Aufenthalt angemerkt", sagte er, auf das Portefeuille in seiner Brusttasche klopfend, „ganz dick unterstrichen. Alles Andere ist nachher! War ich doch so ungezogen, Ihren liebenswürdigen Brief unbeantwortet zu lassen! Es drückte mir mein Gewissen. Wenn ich nicht einen so skandalös guten Schlaf hätte, wahrhaftig, ich hätte schlaflose Nächte gehabt. Aber wenn Sie wüßten, mein liebes Fräulein, wie sehr ich in der letzten Zeit beschäftigt war, Sie würden selbst auf mildernde Umstände plaidiren. Ich bin nämlich Schriftführer der Literarischen Gesellschaft und wir stehen vor unserer dreizehnten Wanderversammlung. Das gab zu schreiben! Wenn ich meine Korrespondenz überblickte, war mir zu Muthe, wie dem grauen Freund, wenn man die Mehlsäcke aus der Mühle bringt. Nein in dieser Stimmung wollte ich Ihnen nicht schreiben, meine schöne Widersacherin! Und da bin ich nun! Wir wollen nämlich unsere Wanderversammlung in Ihrer Residenz abhalten. Wollen Sie mithalten, Fräulein? Auf jeden Fall sind Sie in bester Form eingeladen!"

Julie hatte diese Plauderei mit gemischten Empfindungen angehört. Die leichtlebige Art dieses Mannes war ihrem träumerischen, gedankenschweren Wesen fern und fremd. Sie wußte nicht, was sie von seinen Worten halten sollte. Es war wirklich sehr freundlich von ihm, daß er zwei Bahnstationen herausgekommen war, um sie zu besuchen. Aber dabei sagte er ihr doch nichts als Phrasen. Seine Einladung nahm sie an; was blieb ihr übrig?

Er erkundigte sich jetzt nach ihrem Bildungsgang. Sie sagte, darüber sei wenig zu berichten. Ihre Schulbildung war eine ganz einfache, ihre Kenntniß der Literatur eine mangelhafte. Sie hatte alles, was sie geschrieben, aus sich selbst geschöpft. Sie sagte das in ihrer einfachen, etwas schwerfälligen Weise, nicht ohne Stolz.

„Ja, das glaube ich, man merkt das Ihrem Buche an", sagte er lächelnd, und wieder fiel sein Blick warm wie ein Sonnenstrahl auf sie. Aber er sagte weiter nichts Lobendes über das Buch, sondern erzählte, wie er auf dasselbe aufmerksam geworden sei. Man hatte irgendwo gestritten, ob seine Novelle „Sappho" oder die „Neue Sappho" heiße, und ihn zur Entscheidung herangezogen. Dabei stellte es sich heraus, daß dies die Titel zweier Bücher waren. Und er bemächtigte sich sogleich der „Sappho."

Er erzählte dies alles sehr lebhaft und sehr drollig, sprach etwas frivol von seinem eigenen Werke, indem er diese „Sappho" ein „fatales Frauenzimmer" nannte. Sie habe ihn förmlich verfolgt, diese „Sappho", und er konnte sie nicht los werden, bis er ihre Geschichte nicht „ausgetrommelt" hätte.

Und Julie wußte wieder garnicht, wie sie sich das auslegen sollte. Sprach er von einer wirklichen Person?

Krones erhob sich jetzt, um zu gehen.

„Und die Antwort auf Ihren Brief, Fräulein, bin ich Ihnen noch immer schuldig, aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Im August sehen wir uns wieder und dann hoffentlich für länger. Heute bin ich in großer Eile, ich habe ein Rendezvous mit einem Kollegen!"

Er erkundigte sich noch nach einigen in der Stadt lebenden Schriftstellern. Aber Julie kannte sie kaum dem Namen nach. Er lachte über ihre Unwissenheit und sagte: „Nur Geduld, ich werde Sie schon in das rechte Fahrwasser bringen!" Dann versprach er noch, ihr die Mitgliedskarte für die Versammlung zu schicken, und verabschiedete sich mit großer Herzlichkeit.

„Wie nett er ist!" rief Mama ein über das anderemal.

Julie schwieg. Sie fühlte sich verletzt, gedemüthigt. Dieser Mann bemitleidete sie und wollte sie für ihr Mißgeschick entschädigen. Aber sie mußte sich mit ihm beschäftigen, so tief er sie auch gekränkt hatte.

Wie konnte dieser äußerliche, joviale, plauderhafte Mensch ein so aufregendes Buch geschrieben haben? Wie kam er, aus dessen Zügen physisches Wohlleben und behagliche Zufriedenheit strahlten, dazu, die Kämpfe einer großen Seele zu schildern? Das war ein Räthsel, über welches sie unaufhörlich grübeln mußte.

Eine Woche nach dem Besuche des Doktor Krones erhielt Julie die Mitgliedskarte der Literarischen Gesellschaft mit einer offiziellen Einladung zu der Versammlung. Man zählte sie also zu den zünftigen Schriftstellern und das war vorläufig alles, was sie erzielt hatte.

Ihrem Buche erging es wie allen Erstlingswerken. Es wurde wenig gekauft. Etwa ein halbes Dutzend Besprechungen desselben war erschienen; ein paar ablehnende, ein paar anerkennende Worte und dabei blieb es. Im Anfang wäre das nicht anders, versicherte man ihr.

Trotz der peinlichen Empfindung, die Krones ihr verursacht hatte, erwartete sie mit einiger Spannung die Wiederbegegnung mit ihm. Der sonderbare Mensch interessirte sie; sie konnte sich nicht vorstellen, daß er wirklich die „Neue Sappho" verfaßt hatte.

Sie ahnte nicht, daß Wilhelm in dieser Zeit lange Unterredungen mit Mama hatte wegen ihrer Verbindung. Wenn sie eine Berufsschriftstellerin wird, so bedarf sie einer männlichen Stütze, sagte er, und wenn sie der Literatur entsagt, so ist sie auf die Ehe angewiesen; es wäre jetzt an der Zeit. Dennoch schwankte er noch immer. Wenn ich nur wüßte, ob wir zu einander passen, nur keine unglückliche Ehe! Mama machte ihm Muth. Er aber beschloß dennoch, die Schriftstellerversammlung abzuwarten. Warum? — das war nicht ganz leicht zu ergründen. Er benutzte sie zum Anlaß, um den Entschluß, dem er schon seit drei Jahren zustrebte, noch ein wenig hinauszuschieben.

Und er brachte den Damen alle möglichen Zeitungsnotizen, welche sich auf die Versammlung bezogen. Julie und ihre Mutter waren für die Dauer derselben in ihre Stadtwohnung zurückgekehrt. Julie schloß sich aus Schüchternheit von dem Begrüßungsabend aus und sah Doktor Krones erst am Tage der Versammlung wieder. Er hatte ihr indeß einige flüchtig hingekritzelte Zeilen geschrieben, in welchem er ihr sein Bedauern ausdrückte, ihr wegen Zeitmangels keinen Besuch machen zu können. Er war zu einem Besuche nicht im mindesten verpflichtet, und Mama hatte nicht Unrecht: das war nun wieder sehr nett von ihm.

Er empfing Julie und ihre Mutter in dem Versammlungslokal mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit. Julie wollte er persönlich in den Saal führen; die Mama dirigirte er nach der Galerie. Mama war darüber ein wenig erschrocken. Julie sollte sich also ohne „garde dame" am Arm des Doktors in den Sitzungssaal begeben?

„Seien Sie ohne Sorge, gnädige Frau", lächelte Krones, „dem Fräulein geschieht gar nichts. Sie wird sich nur ein wenig langweilen. Was wir verhandeln, sind trockene Geschäfts- und Berufsangelegenheiten. Die Damen halten nur pro forma mit. Beim Bankett und beim Ausflug nachher ist es etwas ganz anderes."

„Julie könnte eigentlich auf der Galerie sitzen, da sie nicht mitzusprechen hat", bemerkte die Mutter.

„Das gebe ich auf keinen Fall zu!" rief Krones in übermüthigem Tone; „das Fräulein wird heuer die Jüngste und Schönste in der Versammlung sein. Es macht mich stolz, sie für uns gewonnen zu haben, und ich verzichte auf keinen Fall darauf, sie persönlich einzuführen."

Und triumphirend in seinem schwarzen Frack, beinahe wie ein Bräutigam anzusehen, geleitete er Julie in den Saal. Er führte sie auf einen Platz, von dem aus sie die ganze Versammlung überblicken konnte, nannte ihr die hier vertretenen illustren Namen und stellte ihr in aller Eile noch einige Kollegen vor, ihren eigenen Namen stets mit dem Zusatz nennend, „ein junges, ein aufstrebendes, ein vielversprechendes Talent" u. s. w.

Dann begab er sich, mit einem warmen, fast zärtlichen Blick von ihr Abschied nehmend, auf seinen Platz als Schriftführer.

Julie hörte in der That kaum auf die beginnende Verhandlung. Sie war ganz verblüfft, ganz gefangen durch die Liebenswürdigkeit ihres Kollegen. Warum gab er sich so viel Mühe mit ihr, die doch nichts war und nichts galt in dieser Versammlung? Warum rühmte er ihr Talent, da er doch für ihr Buch kaum ein Wort rückhaltlosen Lobes gehabt hatte? Was hielt er in Wahrheit, was wollte er wirklich von ihr? Und sie kam wieder zu dem vernichtenden Schlusse: Er hat Mitleid mit dir, du bist nichts, hast weder Talent, noch Aussichten. Und da er dich unabsichtlich verdunkelt und geschädigt hat, so bietet er dir jetzt ein Almosen. Und eine Fluth von schmerzlicher Bitterkeit ergoß sich über ihr Herz. Was jetzt in ihr aufstieg, war eine Regung von Haß gegen diesen Mann, der sie so tief demüthigte, der hier mit derselben Liebenswürdigkeit gegen alle Welt die Honneurs machte, für Großes und Kleines dieselben weltmännischen Scherzworte besaß, und von der Höhe seiner bevorzugten Stellung herab die Gnade hatte, sie zu protegiren. Und dieser Weltmann ohne Seele hatte sie besiegt und überwunden, sie, welche die unentweihten Ideale ihrer jungfräulichen Seele der Welt preisgegeben hatte!

Sie bemerkte kaum, daß ihr Thränen in die Augen schossen. Ach, wäre sie doch gar nicht hierher gekommen!

Die Versammlung währte ungefähr drei Stunden. Julie nahm nicht den mindesten Antheil daran. Was kümmerten sie die Standesinteressen der Schriftsteller? Sie hatte in ihrer jetzigen Stimmung dem Bankett zu entgehen gewünscht, aber Doktor Krones stellte ihr gleich nach Schluß der Versammlung einen einheimischen Kollegen vor, welcher sie zu Tische führen wollte. Und Julien fehlte die nöthige gesellschaftliche Gewandtheit, um sich jetzt noch zurückzuziehen, ohne jemand zu verletzen. Das Bankett, an welchem auch Mama theilnahm, fand in dem anstoßenden Restaurationssaale statt. Juliens Tischnachbar war ein kleiner, hübscher, sehr junger Journalist, der ihr aus Leibeskräften den Hof machte. Gewiß hatte ihn Doktor Krones in seinem entsetzlichen Wohlwollen besonders für sie ausgesucht, um ihr ein Vergnügen zu bereiten. Er meinte, derlei sei gerade gut für sie. Krones selbst, der die ältliche, häßliche und unbedeutende Gemahlin eines sehr berühmten Kollegen zu Tische geführt hatte, nahm einen der Ehrenplätze ein und strahlte nach allen Seiten seine Liebenswürdigkeit, seine Scherze aus. Julie mußte zugeben, daß diese Liebenswürdigkeit nichts Konventionelles hatte, es war die gutmüthige, lebensfrohe Heiterkeit des Süddeutschen, gepaart mit jener Geistesfreiheit, welche aus einem berechtigten Selbstbewußtsein entspringt.

Und dennoch fühlte sich Julie von dem Wesen des Mannes peinlich berührt. Sie hätte nicht sagen können, warum. Was ging der Mann sie an? Und dennoch wieder lauschte sie mit nervöser Gereiztheit in den Trubel der schwatzenden, lachenden, Gesellschaft hinein, um den Klang seiner Stimme zu vernehmen. Alle schienen sich zu amüsiren, nur sie nicht.

Da war eine Dame von Hünengestalt mit einem Zwicker auf der Nase, welche hochmüthig auf alle ohne Unterschied herabblickte; dort eine andere, eine Elfengestalt mit kindlicher Stimme und süßem Wesen, welche, das Köpfchen von kleinen Locken umgeben, von weitem wie ein Backfisch aussah, bis man erst in der Nähe die Fältchen um ihre Augen bemerkte; dann ein Herr mit einem regelmäßigen Gesicht, das in Fett zu verschwimmen schien, der mit patriarchalischer Selbstgefälligkeit sprach, und ein junger blonder Mann mit goldener Brille, welcher unaufhörlich schrie: „Entschuldigen Sie, ich bin anderer Meinung!"

Julie hatte sich Dichter so ganz anders vorgestellt. Ihr Nachbar nannte ihr einzelne Namen: Das ist der X, das ist der Y, aber sie kannte die Namen nicht, denen er einen Zusatz beizufügen nicht für nöthig hielt.

Doktor Krones erhob sich jetzt, stellte nicht ohne Mühe die Ruhe her und brachte in wohlgesetzter Rede einen Toast aus. Alle Welt trank ihm zu, und sie sah das mit demselben nervösen, sinnlosen, kindischen Aerger.

Es folgten noch andere Toaste: auch Krones brachte noch einen zweiten aus, und zwar auf die „schönen Kolleginnen." Er eilte jetzt mit dem Glase auf sie zu, um mit ihr anzustoßen, sah sie offen, treuherzig lächelnd an, wie in einem geheimen Einverständniß. Seine Augen glänzten, offenbar hatte er schon ziemlich viel Wein getrunken. Sie fühlte etwas, wie einen Schlag, einen Stoß in ihrem Innern, und ihre Abneigung, ihre Bitterkeit gegen ihn schmolz unter seinem Blick

dahin. Aber sie raffte sich wieder empor, rief sich sein Mitleid ins Bewußtsein zurück, um ihn weiter hassen zu können.

Das Dessert kam an die Reihe, die strenge Tafelordnung löste sich, die Gesellschaft vertheilte sich in Gruppen. Julie fühlte sich erhitzt, beklommen, und trat in die Gartenanlage hinaus, welche das Gebäude umgab. Auf einmal war Doktor Krones an ihrer Seite. Mit einer flüchtigen Entschuldigung an den jüngeren Kollegen, welcher Julien noch immer pflichtschuldigst den Hof machte, nahm er ganz ohne weiteres ihren Arm und führte sie etwas abseits.

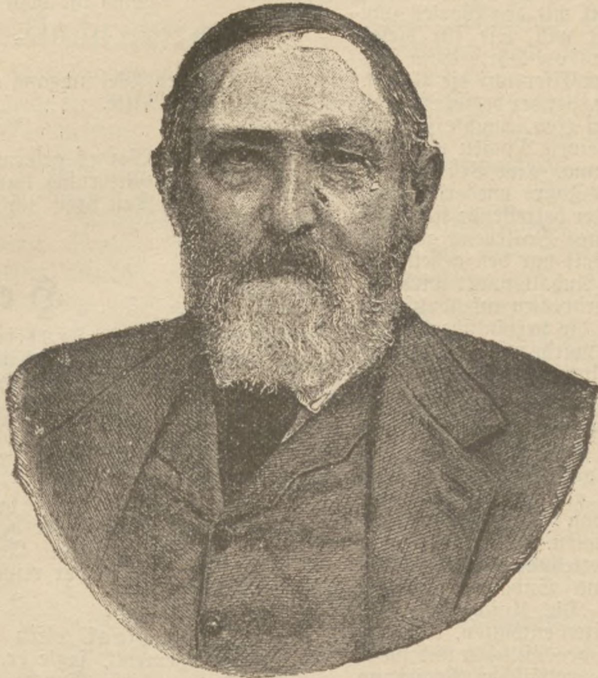
„Sie haben sich gelangweilt, armes Fräulein“, sagte er herzlich, „den ganzen Tag lang, ich bemerkte es wohl. Aber sehen Sie, ich konnte Ihnen das nicht ersparen.“

„Ich habe mich nicht gelangweilt, nur fremd gefühlt“, erwiderte sie zögernd.

„Eben, Eben!“ rief er lebhaft. „Das muß anders werden! Sie brauchen, um in's Geleise zu kommen, vor allem Beziehungen. Sie haben wahrscheinlich noch sehr ideale Vorstellungen von Ihrem Berufe, aber die Sache macht sich heutigentags sehr nüchtern, sehr praktisch. Wenn Sie wollen, werde ich Ihnen gleich den Chefredakteur der „Familien-Zeitung“ vorstellen, auch den Vorstand des Literarischen Bureaus, das sind Männer, die Ihnen nützen können ..“

Er unterbrach sich, weil sie ihn gar so fremd, verwundert ansah: „Sie sind sehr gütig, Herr Doktor! Aber glauben Sie denn wirklich, daß ich etwas leisten kann?“

„Aber gewiß, Fräulein, ganz gewiß! Freilich, Sie brauchen noch Routine, man wird am Anfang etwas nachhelfen. Das wird sich schon alles machen! Sie verzeihen eine indiskrete Frage: Sie reflektiren doch darauf, sich auch eine materielle Stellung zu gründen?“



Benjamin Harrison, Präsident der Vereinigten Staaten.

Ihre Augen wurden immer größer. „O, daran habe ich nie gedacht! Geld dabei zu verdienen, das kam mir nie in den Sinn!“

Er schlug die Hände zusammen. „Warum, um Gotteswillen, Fräulein, verderben Sie sich dann Ihre schöne Jugend mit dem Bücherschreiben!“

Sie sah ihn starr an, ohne mit der Wimper zu zucken. Ihr Blut tobte auf in Scham und Zorn, aber sie bezwang sich und sagte in leidlicher Ruhe: „Ich danke Ihnen für Ihre gütigen Absichten, aber ich will keinen Gebrauch davon machen. Ich reflektire nicht darauf, Geld zu verdienen, und es ist daher ganz gleichgiltig, ob ich mit oder ohne Routine weiterschreibe.“

Sie hatte sich von der Bank, auf der sie saßen, erhoben.

„Bitte, Fräulein, bleiben Sie doch noch einen Augenblick! Seien Sie nicht böse, ich bin zu brüsk gewesen, ich sehe es ein!“

„Ich weiß nicht, was Sie mir noch zu sagen haben könnten“, sagte sie stolz. Aber sie setzte sich doch, obgleich ein heißes Gefühl des Hasses gegen den Mann ihre Seele erfüllte.

„Ich hätte Ihnen noch etwas zu sagen, aber ich weiß nicht, ob ich es wagen darf“, sagte er ein wenig zögernd.

„Sprechen Sie nur, Herr Doktor. Sie wollen mir sagen, daß ich kein Talent habe, oder sagen Sie es auch nicht, ich weiß ohnehin, was Sie denken.“ Sie staunte über sich selbst, daß sie so ruhig sprechen konnte, während ihr Blut raste und in ihren Schläfen hämmerte. „Mein Glück, mein Wohl und Wehe sind ganz unabhängig von meinen literarischen Erfolgen.“

„Ich wünschte, Fräulein“, sagte er warm und herzlich, „daß Sie die volle Wahrheit sprächen. Nicht, daß Sie kein Talent besäßen . . .“ — er zögerte ein wenig und fuhr dann mit Entschiedenheit fort: „aber Ihr Talent ist nicht stark genug, um Ihre Existenz, Ihr Glück zu tragen. Halbe Talente sind ein Fluch — für große Naturen, für die kleinen nicht, welche ihr halbes Talent in kleiner Münze auszugeben vermögen. Aber ich glaube, daß Sie zu den großen Naturen zählen. Und Sie werden nie eine ganze volle Befriedigung durch die Literatur finden . . .“ Er stockte und sah sie fragend an.

Sie bezwang mit Riesenkraft ihre Bitterkeit, ihren Zorn und sagte ruhig: „Bitte, sprechen Sie weiter!“

„Warum sollten Sie Bücher schreiben, die weder Ihnen noch der Welt eine volle Befriedigung gewähren? Sie werden nie mit sich zufrieden sein, immer von neuem streben und nie zur Ruhe kommen. Und Sie sind ja jung, schön und, wie ich überzeugt bin, ein Charakter, Sie können glücklich sein und glücklich machen — als Weib.“

Seine Stimme klang so weich. Und doch meinte sie vor Scham zu sterben, daß dieser fremde Mann so zu ihr sprechen durfte. Noch einmal raffte sie sich empor und rief aufflammend: „Sie verstehen mich nicht! Begreifen Sie denn gar nicht, ganz und gar nicht, daß es auch eine Seligkeit ist, Ideale im Herzen zu tragen, seine Begeisterung dafür auszuströmen?“

Er sah sie nachdenklich an. „Gewiß“, sagte er dann; „aber das bestimmt nur ihren Werth als Individualität. Der Künstler muß nicht nur Ideale haben, sondern auch das Vermögen, sie lebendig auszugestalten, sie in lebensvolle Gebilde umzusetzen. Kann er es nicht, so ist er ein hochgesinnter Mensch, ein Denker, aber kein Dichter, kein Künstler. Um diese Gebilde zu schaffen, bedarf es, insbesondere für den Dichter von heute, nicht nur reicher subjektiver Empfindung, sondern eines objektiven Durchdringens der Welt, eines vollen Verständnisses derselben, des bewußten künstlerischen Nachbildens der Wirklichkeit. Und dies — verzeihen Sie mir meine Offenheit — dies werden Sie nicht vermögen, auch nicht erlernen. Die Frauen vermögen das sehr selten, sie sind im Allgemeinen nicht im Stande, von ihrer eigenen Persönlichkeit zu abstrahiren, das Seiende außer ihnen zu empfinden, wie das eigene Sein. Und dies allein macht den Dichter. Ihr Buch zeugt von einer reich veranlagten Subjektivität, aber es fehlt ihm an plastischem Gestaltungsvermögen. Sie haben Geist, Ideen, die nöthige Routine würden Sie sich aneignen, und dann würden Sie zu den besseren Handwerkern der Literatur gehören; aber Sie sind zu gut dazu. Sie werden dabei unglücklich sein.“

Julie hatte sich wieder erhoben. Mühselig rang sie nach Fassung. Wie voll und markig seine Stimme klang; mit welcher männlichen Ueberlegenheit er sprach; wie Recht er hatte! Sie verging vor ihm — sie fühlte sich zerschmettert, und sie vermochte nur die Worte hervorzubringen: „Es ist sehr gütig von Ihnen, sich so eingehend mit meinem Schicksal zu beschäftigen.“

Er faßte ihre Hände, lächelnde Güte brach aus seinen Augen: „Sie sind blaß, ich bin zu rücksichtslos gewesen, es ist unverzeihlich von mir!“

(Schluß folgt.)

Benjamin Harrison.

Benjamin Harrison ist seit dem 6. November 1888 der erwählte Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Am 4. März 1889 trat er sein neues Amt an und zog in das Weiße Haus zu Washington ein. Geboren am 20. August 1833 in Southland bei Cincinnati besuchte er als Knabe die Distriktsschule seiner Heimath. Schon mit 15 Jahren bezog er die Universität zu Oxford, die ihn nach drei Jahren mit Ehren entließ; mit 21 Jahren ließ sich Harrison in Indianopolis als Advokat nieder und verheirathete sich. Als er zum ersten Male 1857 von seinem Stimmrechte Gebrauch machte, war er schon Familienvater. Als der amerikanische Bürgerkrieg zwischen den Nord- und Südstaaten ausbrach, trat Harrison in die Reihen der Kämpfer; er hatte eine Kompagnie geworben und avancirte schnell zum Oberst des Regiments.

Kurz vor dem Friedensschluß (1865), am Tage von Resacca, ernannte ihn Hooker auf blutiger Wahlstatt mit den Worten zum General: „Bei Gott, Ben Harrison, ich will Sie für dieses Tages Arbeit zum Brigadier machen.“ Harrison kehrte dann in's Privatleben zurück und warf sich mit großem Eifer auf die Politik. Er blieb unter Cleveland's Präsidentschaft, der der demokratischen Partei angehörte, der republikanischen Partei treu, machte sich als gewandter Redner und scharfer Dialektiker einen Namen und agitirte besonders gegen die Chineseneinwanderung. Eine Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten, die alle 4 Jahre wiederkehrt, ist stets eine Zeit der allerhöchsten Erregung. Der betreffende Kandidat muß sich die kleinlichste Durchforschung seines Vorlebens gefallen lassen, der Parteifanatismus macht nicht Halt vor den geheimsten Schranken des Privatlebens. Der kleinste Anhaltspunkt wird benutzt, einen gleichgiltigen Zufall zu einem Verbrechen aufzubauschen. Indessen konnten selbst die Gegner gegen die persönliche Ehrenhaftigkeit Harrisons nichts auffinden und er wurde mit 77 Stimmen Mehrheit von den 401 Wahlmännern der Union gewählt.

Nachdem er am 4. März 1889 das Weiße Haus in Washington in Besitz genommen, ging's zum Kapitol, wo er vor einer ungeheuren Menschenmenge den Amtseid ablegte und seine Antrittsbotschaft verlas. In dieser zeigte sich Harrison als Schutzzöllner und entschiedener Anhänger der Monroedoktrin und befürwortete eine Verstärkung der Flotte und Herstellung von Dampferlinien zur Entwickelung des Handels mit den Südstaaten. Mit den europäischen Staaten sollten „bloß formelle“ Beziehungen unterhalten, dagegen mit den Staaten von Mittel- und Südamerika engere freundschaftliche Bande geknüpft werden. „Die Union habe sich jeder Einmischung in europäische Angelegenheiten enthalten, verlange aber, daß die kürzere Wasserstraße zwischen den östlichen und westlichen Küsten (Panama-Kanal) von keiner europäischen Regierung beherrscht werde.“ Die bisherigen Territorien Nord-Dakota, Süd-Dakota, Washington und Montana wurden in die Union als neue Staaten aufgenommen, deren Zahl nun 42 betrug. Die Washington-Feier zur Begehung des hundertsten Jahrestages der Einsetzung Washingtons als ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten begann am 29. April 1889 und dauerte 3 Tage. Eine ungeheure Menge Volks strömte nach New-York, wo Harrison mit seinen Ministern der Feier präsidirte. Gegen England richtete sich der Befehl der amerikanischen Regierung, daß der sehr ergiebige Seehundsfang in den Gewässern der Behringstraße nur von amerikanischen Seehundsjägern ausgeübt werden dürfe: eine Aenderung der Monroedoktrin, wogegen England (von Kanada angerufen) diplomatische Vorstellungen machte. Auf die Einladung der Unionsregierung, welche ein engeres wirthschaftliches und politisches Zusammenschließen von Nord-, Mittel- und Südamerika erstrebte, versammelten sich am 2. Oktober in Washington die Vertreter der 17 Staaten Amerikas zu einem Kongreß. Das nächste Ziel war die Herstellung eines wirthschaftlichen Staatenbundes, der sich allmählig zu einem politischen Staatenbund unter der Führerschaft der Union erweitern sollte. Das Programm verlangte: Einheit im Zollwesen, im Gewicht, im Maß, in der Münze, Einsetzung eines Schiedsgerichts und Vorkehrungen zum Widerstand gegen etwaige Uebergriffe europäischer Staaten. Auch ein internationaler Kongreß, an welchem sich außer den amerikanischen elf europäische und drei asiatische Staaten betheiligten, wurde zu Washington am 16. Oktober 1889 eröffnet. Er hatte die Aufgabe, Vorschläge zur Verhinderung der Schiffsunfälle, Zusammenstöße und dergleichen zu machen. Darauf folgte am 10. November ein Katholiken-Kongreß, der das hundertjährige Bestehen der katholischen Hierarchie in den Vereinigten Staaten feierte und sich besonders mit der „Wohlfahrt der Menschheit“ beschäftigte. Aus allem ergiebt sich eine äußerst rege Thätigkeit der Regierung unter Harrison, ein starkes Betonen der amerikanischen Nationalität, strenge Behauptung der „Monroedoktrin“, d. i. des Grundsatzes: „Amerika für die Amerikaner“, schroffe Abweisung jeder Einmischung Europas, eine Allianz aller amerikanischen Republiken, Beschränkung der Einwanderung und Bekämpfung sozialistischer Umtriebe, und Freundschaft und Friede mit allen Völkern.

Aphorismen.

Wo dieselben Menschen tagtäglich nur einerlei sehen, hören und treiben, nur mit ihrer nächsten Nachbarschaft verkehren, muß Beschränktheit die nothwendige Folge sein. Jahn.

* * *

O hüte Dich, das Beste, was Du hast,
In schläfriger Gesellschaft zu verstrahlen!
Du giltst für einen unbescheid'nen Gast,
Und das nur schätzt die Welt, was Du Dir läßt bezahlen.
Kinkel.

* * *

Bist Du betrübt, bist Du beseligt, Herz,
So meide der Gesellschaft Fratzen;
Dein höchstes Gut, Dein tiefster Schmerz
Sind ihr doch nichts als Stoff zum Schwatzen.
Geibel.

* * *

Zwischen Weltumgang und Einsamkeit liegt die wahre Weisheit in der Mitte. Zimmermann.

* * *

Wer es gelernt, des Lebens Rauhigkeit
Mit ruhig klarem Sinne sich zu deuten:
Den preis' ich glücklich. Shakespeare.

Heiteres.

Aus der Instruktionsstunde. Offizier: „Wer hat mehr zu befehlen als ein Lieutenant?“
Soldat: „Der Herr Hauptmann.“
Offizier: „Gut, und wer hat wieder mehr zu befehlen als dieser?“
Hauptmannsbursche: „Die Frau Hauptmann!“

* * *

Die kleine Else bringt mehrere Freundinnen aus der Schule mit. Ihr Vater begrüßt jedes Kind mit einem Kuß.
„Du, Else“, meint Aennchen, als die Reihe an sie kommt, „Dein Papa ist ja der reine Schmetterling!“

* * *

Im Hörsaal. Ein Professor spricht über die Cholera. „Meine Herren“, sagte er, „noch besitzen wir kein zuverlässiges Mittel, um diese Seuche zu bekämpfen; ich rathe Ihnen daher, streng nach der Gewohnheit zu leben.“
Nach diesen Worten erbleicht ein Student heftig. „Was ist Ihnen?“ fragt der Professor, „Sie sehen ja aus, als wären Sie einer Ohnmacht nahe?“ — Der Student bekennt stotternd, er habe am Morgen ein — Bad genommen.

* * *

Ein Kenner. Gast: „Der Wein ist wohl noch sehr jung, Kellner?“
Kellner: „Allerdings, mein Herr!“
Gast: „So, ja, man merkt's. Aber getauft ist er doch schon, was?“

* * *

Der Kampf um's Dasein. Auf dem Hofe der Gemeindeschule nimmt der beaufsichtigende Lehrer einen Burschen beim Kragen, welcher einem andern Jungen das Frühstücksbrot wegnehmen will und stellt mit ihm folgendes Verhör an:
„Hast Du kein Frühstücksbrot?“
„Nee!“
„Warum denn nicht?“
„Die Mutter giebt mir keens.“
„Warum nicht?“
„Sie sagt, nu bin ick schon jroß jenug, det ick die Andern ihr Brot wegnehmen kann.“

* * *

Rache. Knochensammler (durch das Parterrefenster in's Zimmer rufend, in welchem eben Herr und Frau Spitzelberger weilen). „Vielleicht etwas da an Knochen?“
Herr Spitzelberger (auf seine dürre Ehehälfte zeigend): „Da müssen Sie sich an meine Frau wenden!“
Einige Minuten später geht der Lumpensammler vorüber.
Lumpensammler (ebenfalls durch's Fenster rufend): „Vielleicht etwas da an Lumpen?“
Frau Spiegelberger (auf ihren Eheherrn zeigend): „Da müssen Sie sich an meinen Mann wenden!“

* * *

Militaria. Unteroffizier (beim Einexerziren): „Himmelkreuzdonnerwetter, der Kerl marschirt gerade wie ein Floh in Filzlatschen!“

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.